

Das Ende aller Haltungen

Kann man von einem Anfang sprechen, wenn schon bei Geburt entschieden ist, dass ein Leben kaum eine der Chancen erhalten wird, die in einem gleichberechtigten System vorausgesetzt werden, um erfolgreich zu sein? Es beginnt nicht mit einem Lachen, sondern mit einem Schluchzen. Mit einem Kind, das früher wach wurde als die Erwachsenen. Nicht weil es sich ausgeschlafen und bereit für die neuen Erlebnisse eines neuen Tages fühlte. Vielmehr weil jemand da sein musste, wenn die Mutter aufwachte. Nicht im Vordergrund, um sie wisse zu lassen, dass da jemand ist. Leise, unauffällig und kaum wahrnehmbar im Hintergrund. Wenn die Mutter mit müden Augen aus dem Schlafzimmer kam, mit Augen, deren Fokus schon wieder woanders lag. Mit ihrer Stimme, die nach Rat suchte, wo keiner zu finden war. Mit ihren Tränen, wo sie selbst der größte Trost hätte sein sollen. So lernte das Kind früh, was Verantwortung ist. Nicht das Wort oder dessen Bedeutung – lediglich der Schmerz brannte sich tief ins Gedächtnis. Verantwortung ist, wenn du vorseilend erledigst und dich um das kümmerst, worum sich Erwachsene kümmern sollten. Verantwortung ist, wenn du die Trauer und Einsamkeit deiner Erziehungsberechtigten hältst, als wärest nur du allein dazu in der Lage, sie zu verstehen und zu schützen. Verantwortung ist, für die Geschwister zu sorgen, sie morgens zu wecken, das Pausenbrot zu machen und sie zur Schule zu begleiten, und in schweren Zeiten das Geld vom Austragen der Zeitungen in Nahrungsmittel zu investieren - und wenn man keines hat, eine Packung Toast aus dem Supermarkt zu klauen, auf den man behelfsmäßig Ketchup schmiert. Verantwortung ist, wenn du nach Rat gefragt wirst, wo der eigene Kopf doch selbst nur voller unbeantworteter Fragen steckt. Wenn gefühlt niemand in diesem wackeligen Kartenhaus, das sich Familie nennt, zur Stabilität beiträgt,

außer dem heranwachsende Kind, das lieber schweigt, um nicht noch mehr Unmut und drohende Gewalt heraufzubeschwören. So geschah es, dass das Kind nicht in seine Kindheit hinein, sondern aus ihr heraus wuchs, bevor diese überhaupt beginnen konnte. Es trug, was sonst keiner tragen wollte oder in der Lage war zu tragen. Versuchte den Geschwistern den Wert und das Gefühl von Liebe und Zuneigung zu vermitteln, wo es diese doch selbst nur aus dem Fernsehen oder aus Büchern kannte. Gepeinigt vom ständigen Bewusstsein darüber, dass es das nicht einmal im Ansatz zur Genüge zu bewerkstelligen vermochte, so wie diese Kinder es gebraucht und verdient hätten.

Heute, Jahre später, sitzt die Erwachsene, die einst dieses Kind gewesen war, in einem Zimmer, das zur Miete ihr gehört, vor einem Fernseher, dessen Programm sie selbst bestimmt und vor Essen, das sie sich eigenständig ausgesucht und bezahlt hat. Doch das Gefühl von Zufriedenheit und Sicherheit bleibt aus. Ihr Körper findet die Ruhe nicht, die scheinbar so normal für die Menschen um sie herum ist. Die bloße Aussicht auf Verantwortung löst etwas aus. Ein Anruf, den sie tätigen müsste, eine Entscheidung, die fällig wäre, ein Termin, der sie bindet, die Erwartung, zur Arbeit zu erscheinen, die Aussicht darauf eine eigene Familie zu gründen. Normalste Dinge und Meilensteine im Leben eines Menschen scheinen ihr unerreichbar. Untragbar. Unverantwortlich. Bedrohlich. Wo ein Wille ist, ist noch lange kein vorgefertigter Weg, weiß sie. Und werden Wege nicht aus Notwendigkeit heraus geschaffen? Sollte man diese Notwendigkeit nicht selbst empfinden? Eine innere Motivation, die erdrückt, statt anzutreiben. Vielleicht beginnt das Negative genau dort, wo das Positive keine Erklärung bietet. Wo alle gutgemeinten Ratschläge am Ende auch nur Schläge sind. „Stell dich nicht so an“, „Reiß dich zusammen“, „Das Leben ist hart“, „Wir sind hier nicht bei Wünsch dir was“. Sätze die ins Leere laufen, weil ihre

Bedeutung möglicherweise für andere der Realität entspricht. Nicht aber für sie. Die Frage lautet längst nicht mehr: Was muss ich tun? Sie lautet: Was bleibt, wenn das Tun nicht mehr geht?

Wenn man etwas hat, wofür es sich lohnt, Dankbarkeit zu empfinden, kann man längst nicht von Heilung sprechen. Sowohl Lohnen als auch Dankbarkeit sind nicht objektiv. Die Erwachsene entschied sich, Kraft und Ressourcen in die Gestaltung eines langen und scheinbar notwendigen Weges zu investieren. Schon Jahre vor regelmäßigen intensiven therapeutischen Sitzungen war der Erwachsenen klar, dass Co-Abhängigkeit die Überlebensstrategie von Menschen ist, die oft selbst Verantwortung übernahmen, wo andere sie hätten für sie tragen sollen.

Verständnis ist ein großes Wort, das dem Kind damals reichte, um, ohne weitere Fragen zu stellen, das zu übernehmen, was ihm aufgeladen wurde. Die heutige Erwachsene ist dankbar für dieses Verständnis, denn sie glaubt, dadurch gerettet zu haben, was von vornherein zum Scheitern verurteilt war. So bildete es den Nährboden für das Verständnis sich selbst gegenüber und die Basis eines Charakters, der nachfragt, bevor er urteilt. Therapie. Stunden, in denen das Kind lernte, die Narben seiner Verletzungen als Ganzes zu begreifen. Dass die Mutter nicht böse war, war längst klar. Doch, dass Co-Abhängigkeit kein Vorwurf mit weiterführender Erwartungshaltung sein darf, sondern ein schlichtes Überlebensmuster, das nicht. Es half dabei, den eigenen Selbstwert zu erkennen und zu stabilisieren und die Wut zu sortieren. „Ich bin nicht schuld“, „Ich habe getan, was ich konnte, und mehr, als ich hätte tun sollen“ und „Ich darf da sein und habe Menschen, die froh sind, dass ich es bin, auch ohne, dass ich etwas für sie tue“.

Verständnis ist keine Entschuldigung. Man kann verstehen, warum jemand handelt, wie er handelt. Man kann die Fäden sehen, die von der Kindheit der Mutter und deren Mutter in die eigene Kindheit führen. Und man kann gleichzeitig sagen: Es ist nicht okay. Es war nicht okay. Die Tatsache, dass man die Mechanismen kennt, die sie antrieben, macht die Wunden, die sie schlugen, jedoch nicht ungeschehen. Das ist eine schwierige Erkenntnis für eine Welt, die gerne Versöhnung mimt. Für eine Gesellschaft, die sagt: „Du musst vergeben können, sonst wirst du nie frei sein.“ Vielleicht ist Freiheit nicht das, was nach der Vergebung kommt. Vielleicht ist Freiheit schon der Moment, in dem man beides halten kann: das Verständnis und das „Nein, es war nicht okay“. Vielleicht ist Freiheit die Fähigkeit, die Widersprüche auszuhalten, ohne sie lösen zu wollen.

Da ist ein Wille, dem es schwer fällt, zu wollen. Ein harter, klarer, fast trotziger Wille, der sagt: „Ich werde arbeiten. Ich werde für mich selbst sorgen. Ich werde niemals abhängig sein von der Mildtätigkeit anderer. Nie wieder das Gefühl haben, ein Almosen zu empfangen, wo ich ein Recht haben müsste.“ Dieser Wille ist in dem Kind gewachsen, das zusah, wie die Mutter es nicht schaffte, ohne einen sie misshandelnden Partner Rechnungen zu bezahlen. Wie die Mutter es nicht schaffte, die Priorität auf die Leben zu lenken, die sie selbst in die Welt gesetzt hatte. Wie die Mutter es nicht schaffte, einen ehrlichen Blick auf sich selbst zu werfen. Geldsorgen wurden vermittelt, den Kindern vorgeworfen, denn ein Leben kostet. Hilfsangebote kamen und gingen, denn Hilfsbedürftige sind nicht unkompliziert, und man kann sich nicht aussuchen, wer Hilfe braucht. Die Abhängigkeit von Ämtern, von Verwandten, von der Gnade anderer wurde zu einer zweiten Haut, die nie die eigene war. Dieser Wille ist gut. Er hat die Erwachsene durch Schule und Ausbildung getragen, durch Phasen der Stabilität, durch Momente, in denen sie funktionierte – und zwar gut. Wenn sie nicht

überlastet war, leistete sie gute Arbeit. Verlässlich, klug, engagiert. Man konnte sich auf sie verlassen. So wie sie sich als Kind auf sich selbst verlassen musste. Dem entgegen steht ihr der eigene Körper. Das zerrüttete Nervensystem, das durchgebrannten Schaltkreisen in einem Gerät gleicht, für das längst keine Ersatzteile mehr auffindbar sind. Komplexe PTBS, sagt die Fachsprache. Ein System, das in ständiger Alarmbereitschaft aufgewachsen ist und nun nicht mehr herunterfährt. Ein System, das auf Belastung nicht mehr mit erhöhter Leistung, sondern mit Rückzug und Zusammenbruch reagiert. Nicht weil es schwach wäre. Sondern weil es zwei Jahrzehnte lang Stärke simulieren musste, um zu kaschieren, dass ihr nie welche mitgegeben worden war.

Die Erwachsene weiß heute: Sie wird niemals die volle Belastbarkeit eines psychisch gesunden Menschen erreichen. Das ist keine Kapitulation. Nur eine Diagnose. Eine Grenze, die nicht moralisch, sondern biologischen Ursprungs ist. Wie jemand, der im Rollstuhl sitzt, wird sie bestimmte Treppen nicht erklimmen. Sie kann trainieren, sie kann Techniken lernen, sie kann Umwege finden. Aber gewisse Hürden wird sie nicht bewältigen.

Der Wille sagt verzweifelt: „Ich will trotzdem.“

Der Körper sagt achselzuckend: „Du kannst aber nicht immer.“

Wer von beiden lügt?

Deutschland bietet kein unbequemes Leben. Dieses Land der Ordnung, der Effizienz und der Norm. Dieses Land, das sagt: „Wer sich anstrengt, der schafft es. Wer krank ist, soll zum Arzt gehen und gesund werden. Wer dann immer noch nicht funktioniert, ist entweder faul oder hat sich nicht genug bemüht.“

Die Erwachsene passt nicht in dieses System. Nicht, weil sie nicht wollte.

Sondern, weil das System nicht für Menschen wie sie gebaut ist. Es ist nicht gebaut für nichtlineare Biografien. Diese können sich nur verstecken oder als ihr

Gegenteil tarnen. Es ist nicht gemacht für abfallende Belastungskurven. Nicht für Menschen, deren Nervensystem jeden zweiten Monat in den Streik tritt und vergangenes Leid wieder aufleben lässt. Das System ist nicht böse. Das System ist nicht flexibel. Es ist nicht für dich gemacht. Es hat dich nicht im Blick. Es produziert Ausschluss, nicht weil es dich hasst, sondern weil du nicht in seine Raster passt. Und in einer Welt, die von Rastern lebt, ist das fast noch schlimmer. Hass kann man bekämpfen. Gleichgültigkeit kann man nur feststellen. Die Krankheit, die Behinderung, die Einschränkung – sie sind keine moralischen Kategorien. Aber das System behandelt sie als solche. Es fragt: „Kannst du 40 Stunden die Woche? Nein? Dann bist du weniger wert. Dann musst du dich rechtfertigen. Dann musst du Anträge stellen, Gutachten vorlegen, dir von Ärzten bescheinigen lassen, dass dein Schmerz echt ist, deine Erschöpfung wirklich, deine Grenze keine Ausrede.“

Die Erwachsene hat diese Kämpfe geführt. Ein ums andere Mal. Und sie führt sie noch. Aber sie beginnt zu ahnen, dass der Kampf nicht zu gewinnen ist – zumindest nicht auf der Ebene, auf der er ausgetragen wird. Solange sie versucht, in dieses System zu passen, wird sie scheitern. Nicht, weil sie zu schwach ist. Sondern, weil das System nicht flexibel ist.

Hat man einen gesellschaftlichen Wert, wenn man seine Produktivität nicht in Stunden oder Stückzahl zählt? Die Gesellschaft sagt: „Dein Wert bemisst sich danach, was du leistest. Wie viel du arbeitest. Was du produzierst. Dein Gehalt, dein Status, deine Nützlichkeit.“ Die Erwachsene hat das lange Zeit geglaubt. Sie hat sich daran gemessen, hat sich aufgerieben an dem Versuch, diesem Maß zu genügen. Und sie hat gemerkt, dass es ein Maß ist, das für sie nicht gelten kann.

Was bleibt, wenn dieses Maß wegfällt? Wer bin ich, wenn ich nicht funktioniere? Was ist mein Wert, wenn ich wenig oder nichts Greifbares leiste? Die Erwachsene findet Antworten, die keine Antworten im gewohnt positiven Sinne darstellen. Sie findet sie nicht im Denken, sondern im Tun – oder vielmehr: im Seinlassen. In den Phasen, in denen sie krankgeschrieben ist und nicht arbeiten kann. In denen sie alte Hobbys und Fähigkeiten wiederentdeckt. Dinge, die nichts bringen, nichts nützen, nichts produzieren. Die einfach nur Freude machen. Zeichnen. Schreiben. Lesen. Musik. Spaziergänge. Dasitzen und den Wolken zusehen. Dasitzen und den Waldboden riechen. Dasitzen und sich selbst zuhören. In diesen Tätigkeiten spürt sie etwas Leichtes und Gutes. Keinen Wert, der empirisch gemessen werden könnte. Aber ein Da-Sein, ein Glück, das keiner Rechtfertigung bedarf. Verhaltene Träume kommen auf: „Könnte ich davon leben? Könnte ich dieses Hobby, diese Freude, zur Grundlage meines Lebens machen? Nicht um zu funktionieren, sondern um zu leben?“ Der Verstand sagt: „Schwer. Das System zahlt nicht für Wolkenanschauen. Der Markt fragt nicht nach persönlichem Glück.“ Aber der Traum bleibt. Ein kleiner, störrischer Rest von Utopie. Ein Trotz, der behauptet, dass es anders sein könnte. Dass Arbeit nicht das Leben sein muss.

Irgendwann, nach vielen Jahren, nach vielen Therapiestunden, nach vielen Zusammenbrüchen und Wiederaufrichten, kommt eine Erkenntnis. Sie kommt nicht als greller Blitz, sondern als glimmender Funke. Die Erkenntnis lautet: „Es spielt keine Rolle, wie belastbar du bist. Es sollte nur eine Rolle spielen, dass du glücklich leben kannst. Dass du Momente ohne Trigger hast und atmen kannst, ohne dass die Luft schwer nach Verantwortung schmeckt.“ Das klingt banal. Ist es auch. Aber Banalitäten sind oft tiefe Wahrheiten, nur zu nah, um sie zu sehen und zu verinnerlichen. Diese Erkenntnis ist nicht positiv. Sie sagt nicht, was zu

tun ist. Sie sagt nur, was nicht mehr zählt. Die Belastbarkeit, die Leistung, das Funktionieren – sie werden in Klammern gesetzt. Nicht gelöscht, aber ihrer Macht beraubt. Sie sollen nicht mehr den Maßstab bilden. Der Beschluss, der daraus folgt: Weniger arbeiten. Mehr von sich selbst haben. Nicht, weil Arbeit böse wäre. Sondern weil das Leben, dieses eine, kurze, ungesicherte Leben, mehr ist als Arbeit. Mehr sein muss. Und weil am Ende – das weiß die Erwachsene jetzt mit einer Klarheit, die manchmal keine Angst mehr macht – sich niemand dankbar daran erinnern wird, dass sie so gut und zuverlässig zur Arbeit erschienen ist. Dass sie ohne Klagen alles hingenommen hat. Die Dankbarkeit und der Wert gelten anderen Dingen. Den Momenten. Den Menschen. Den Wolken.

Das System sorgt dafür, dass immer mehr verlangt wird für eine immer mickrigere Rente. Warum also buckeln? Warum sich kaputtmachen für etwas, das am Ende ohnehin nicht reichen wird? Das ist keine Kapitulation vor der Zukunft. Das ist eine Rechnung, die aufgeht.

Schließlich übernimmt die Politik keine Verantwortung für unbequeme Bürger. Sie marginalisiert, pauschalisiert und bietet keine Lösungen. Sie steht lediglich auf großer Bühne und verbreitet Unwahrheiten, um zu steuern. Die Erwachsene fällt auch bei ihrer Art des Liebens durch bestehende Raster. In einem kleinen Dorf und in Zeiten aufgewachsen, in denen „Du bist schwul“ oder „Du bist lesbisch“ noch unmissverständlich als Beschimpfung verwendet wurden. Früh hat sie erfahren, dass Menschenrechte nicht selbstverständlich sind, wenn auch in anderem Kontext. Dass Rechte erkämpft werden mussten und dass es Kräfte gibt, die sie wieder nehmen wollen. Die aktuelle politische Welle ist spürbar und fühlt sich an wie eine unsichtbare, aber allzu reale Bedrohung. Die Reden, die Vorschläge, die Stimmung. Menschen wie ihr wird signalisiert: „Du bist nicht

selbstverständlich Teil dieses Wir. Deine Liebe, dein Leben, deine Würde – sie stehen allzeit zur Disposition. Also pass besser auf.“

Umso mehr stellt sich die Frage, wozu für dieses System arbeiten? Wozu Steuern zahlen, mich kaputtmachen, meine Lebenszeit und meinen Seelenfrieden opfern für eine Gemeinschaft, die mich im nächsten Moment ausstoßen könnte, sogar damit droht? Das ist keine rhetorische Frage. Es ist eine existentielle, die ernst genommen werden will. Wenn der Vertrag zwischen Individuum und Gesellschaft von der Gesellschaft gebrochen wird, warum sollte das Individuum sich noch an ihn halten? Wenn Menschen, die nicht ins Raster passen, doch bestenfalls nur unter Vorbehalt toleriert werden, obwohl die wissenschaftlichen Erkenntnisse hierzu längst Aufschluss darüber geben, dass das Bild von Sexualität und Beziehung durch Glaubensinstitutionen verzerrt wurde und nicht dem natürlichen Lauf der Dinge entspricht?

Wirft sie die Wissenschaft in die Waagschale, kommt sie nicht umhin, an den Klimawandel zu denken. Länger als sie selbst bereits auf dieser Erde wandelt, ist bekannt, dass etwas auf uns zukommt, das wir nur durch proaktives Handeln und Kollektivität hätten abwenden können. Zu spät. Jahrzehnte, in denen dieses reiche Land, dieses Deutschland, mit seiner Verantwortung und seinen Möglichkeiten die Augen verschlossen hat. Jahrzehnte der Vertuschung, der Verzögerung, der Verharmlosung, der hohlen Verhandlungen. Die Politik weigert sich, aktiv zu werden. Sie schiebt die Last mit einem Achselzucken auf künftige Generationen und generell auf die Bürger, die sich morgens halt mal einen Latte Macchiato weniger kaufen sollen. Auf die, die jetzt Kinder sind. Vielleicht auch auf die Erwachsene, wenn sie alt ist. „Wozu mitspielen“, fragt sie, „wenn das Spiel von Anfang an mit gezinkten Karten gespielt wurde?“ Wenn diejenigen, die die Regeln machen, selbst nicht daran glauben? Wenn sie fordern, dass der Bürger

mehr arbeitet, während sie selbst ihren Pflichten nicht nachkommen und sich nicht mal anstandshalber darum bemühen, es zu verheimlichen? Wenn sie keine Steuern auf ihre Abgeordnetengehälter und Millionen-Erbschaften zahlen, aber vom Bürger verlangen, jeden Euro umzudrehen? Ist ein Bürger am Ende des Tages wirklich mehr als ein Leibeigener? Stehen die Menschen- und Bürgerrechte nicht ebenso zur Disposition, wenn nur genug Geld im Spiel ist? Laut Statistiken ist das Arbeitsvolumen gestiegen. Die Deutschen arbeiten ohnehin mehr als je zuvor. Und die korruptierte, geldhungrige Politik verlangt noch mehr. Ohne etwas für die Zukunft zu tun. Ohne nachhaltige Infrastruktur. Ohne Klimaschutz. Ohne Einhalten der eigenen, zweckmäßigen Versprechen. Wahre Zivilisation kann erst erreicht werden, wenn Entscheidungen mit weitreichendem Blick auf die Zukunft und ihre Bevölkerung getroffen werden. Kann man diese Gesellschaft, irgendeine Gesellschaft der heutigen Zeit, dann überhaupt als zivilisiert bezeichnen? Ist das der Inbegriff von Pathetik? Was folgt daraus?

Und hier, genau hier, landet die Erwachsene. Nach all den Jahren. Nach all den Kämpfen, Tränen, Therapiestunden, Erfolgen und Zusammenbrüchen. Nach all dem Verständnis für diese Welt und dem Nicht-okay-Finden ihres Handelns. Nach dem Willen zur Unabhängigkeit und der Einsicht in die Grenzen des eigenen Körpers. Nach der Erkenntnis über den Wert jenseits der Arbeit und der Freude am Seinlassen. Nach dem Blick auf die Politik, die versagt, verweigert, verrät.

Hier landet sie beim Achselzucken. Einer Haltung, die keine ist, außer höchstens das Ende aller Haltungen. Es ist die Geste derer, die alle Argumente gehört, alle Positionen durchdacht, alle Gefühle durchlebt haben und nun zu dem Schluss kommen: Es lohnt nicht mehr, sich zu empören. Nicht, weil die Empörung

unberechtigt wäre. Sondern weil sie keinen Effekt trägt. Die Empörung ist wie ein Motor, der läuft, aber an kein Getriebe angeschlossen ist. Er dreht durch, erhitzt sich, verbraucht Energie – aber die Maschine bewegt sich nicht. Das Achselzucken ist der Moment, in dem man den Motor abstellt. Es ist keine Philosophie der Resignation oder Kapitulation. Es ist eine Klarheit, die keiner Hoffnung mehr bedarf.

Hoffnung ist nicht negativ. Sie sagt: „Es wird besser. Kämpf weiter. Dein Einsatz lohnt sich, du wirst sehen.“ Aber der Kampf zerstört die Erwachsene, also lässt sie ihn sein. Nicht die Werte. Nicht die Überzeugungen. Nicht die Wut und Empörung über das Unrecht. Aber den Kampf. Die tägliche Aufreibung. Das Gefühl, verantwortlich zu sein für die Veränderung von Dingen, die sie nicht ändern kann.

Die Erwachsene lebt jetzt anders. Nicht besser, nicht schlechter. Anders. Sie arbeitet weniger. Sie hat mehr Zeit. Zeit, die nicht mit Sinn gefüllt werden muss. Zeit, die einfach da ist. In dieser Zeit schreibt sie. Geht spazieren. Sitzt im Wald. Redet mit Freunden. Kocht. Liest. Schläft. Beobachtet die Wolken. Manchmal kommt das alte Gefühl: „Du müsstest mehr tun. Du müsstest funktionieren. Du müsstest beweisen, dass du etwas wert bist.“ Es kommt wie ein Echo aus weiter Ferne. Sie lässt es kommen und kämpft nicht dagegen. Sie zuckt nur leicht mit den Schultern und lässt das Echo verhallen. Das Glück, das sie in diesen Momenten findet, ist kein großes. Kein Feuerwerk, keine Ekstase. Es ist das Glück der Abwesenheit von Schmerz. Das Glück der Atempause. Das Glück, einfach da sein zu dürfen. Ohne Funktion, ohne Zweck, ohne Nutzen. Dieses Glück braucht keine Rechtfertigung. Es ist nicht da, weil es verdient wäre. Es ist nicht da, weil es erkämpft wurde. Es ist einfach da. Wie der Regen. Wie die Sonne. Wie die Wolken.

Und vielleicht, denkt die Erwachsene manchmal, vielleicht ist das genug. Vielleicht ist das alles, was am Ende zählt: Dass es Momente gibt, in denen das Leben nicht wehtut. Dass sie sich in Räumen befindet, in denen die Trigger schweigen. Dass es Menschen gibt, die einen lassen, wie man ist. Das System wird sich nicht ändern. Die Politik wird nicht einlenken. Die Rente wird nicht üppig sein. Der Klimawandel wird nicht von Zauberhand verschwinden. Die Personen, die einer gesellschaftlichen Randgruppe angehören, werden kämpfen müssen, immer wieder, für Rechte, die nie sicher sind. Und die Erwachsene? Sie wird achselzuckend durchs Leben gehen. Nicht aus Gleichgültigkeit. Nicht aus Verachtung. Sondern aus einer tiefen, schwer erkämpften Einsicht: Dass sie nur dieses eine Leben hat. Dass sie es schon früh genug für andere gelebt hat. Dass es jetzt, endlich, ihres ist.

Die Erwachsene ist nicht angekommen. Sie ist bestenfalls unterwegs. Mit ihrem gegrillten Nervensystem, ihrer komplizierten Geschichte, ihrer Freude an den Wolken. Mit ihrem Achselzucken, das keine Waffe ist und keine Kapitulation, sondern einfach eine Art, die Schultern zu halten, wenn die Last zu schwer wird. Sie wird weiterarbeiten, wenn sie kann. Sie wird sich ausruhen, wenn sie muss. Sie wird die Hobbys lieben, die ihr Freude bereiten. Sie wird die Menschen lieben, die bedingungslos an ihrem Leben teilhaben. Sie wird die Politik beobachten, mit einem Blick, der nicht mehr hofft, aber auch nicht mehr verzweifelt.

Sie wird achselzuckend durchs Leben gehen.

Und, wer weiß, vielleicht ist genau das der Anfang von etwas. Nicht von etwas Besserem. Nicht von etwas Größerem. Vielleicht von etwas Echtem. Von einem Leben, das nicht mehr gemessen wird an fremden Maßen. Von einem Dasein,

das nicht mehr um Anerkennung kämpft. Von einer Gegenwart, die einfach da ist.

Die Erwachsene atmet ein. Atmet aus. Die Wolken ziehen.

Sie zuckt mit den Schultern.

Und das ist ihr genug.